

Hörtext 1

Quelle: WDR 5 – Tagesgespräch: Jung und einsam –
November 2025

0 = Beispiel

Ich glaube, Einsamkeit hat bei vielen Jungen stark mit Geld und Arbeit zu tun. Laut einer Tagesschau-Meldung arbeiten Jugendliche und junge Erwachsene so viel wie noch nie. Und viele stehen finanziell unter Druck. In meinem Umfeld sieht man das sofort. Neben dem Studium wird viel gejobbt. Manche können sich ein Studium gar nicht leisten und machen 9 to 5 plus Minijob. Niedriges Einkommen, nah an oder unter der Armutsgrenze, ist ein zentraler Risikofaktor für Einsamkeit. Wer arbeiten muss, damit Strom und Heizung laufen, hat kaum Kapazität, aktiv Kontakte zu pflegen. Zeit für Freunde fehlt, besonders ohne die Unterstützung der Eltern. Am Arbeitsplatz können zwar Freundschaften entstehen, aber oft sind es zunächst erzwungene Beziehungen. Man verbringt extrem viel Zeit miteinander, manchmal eher als Zweckgemeinschaft, um den Tag zu überstehen. Und wenn gemeinsame Unternehmungen Geld kosten, wird der Rückzug aus der Clique schnell zur einzigen stillen Strategie.

Text 1

Ich gehöre ja schon einer älteren Generation an und habe eine Kindheit mit viel Freiheit erlebt. Da waren die Wohnung, der Garten, die autofreie Straße, Sport, Natur, Fernsehen gab es kaum, Telefon auch nicht. Wir hatten manchmal Langeweile und haben gelernt, sie auszuhalten, Ideen zu finden, rauszugehen und andere Kinder spontan zu suchen. Einsamkeit kannte ich auch, aber dann ist man vor die Tür gegangen, hat bei jemandem geklingelt und war nicht alleine. Heute wirkt das Leben vieler Kinder und Jugendlicher unfreier. Wenn beide Eltern arbeiten, entsteht ein enges Zeitkorsett mit Betreuung, Terminen, festen Strukturen. Die Arbeitswelt fordert viel. Die Eltern sind oft gestresst und zwischen Handy und Kind hin- und hergerissen. Viele nehmen ihre Kinder kaum wahr, sind ängstlicher und bringen sie überall hin. Dazu kommen Fernsehen und Internet. Die Eltern wie Kinder überfordern und echte, spontane Begegnungen ersetzen. So fehlt Raum für Freundschaften. Und die Einsamkeit wächst heute, trotz ständiger digitaler Verbindung.

Text 2

Natürlich findet unser Leben heute zu grossen Teilen online statt, besonders bei jungen Menschen. Das hängt auch mit gesellschaftlicher Teilhabe zusammen. Einsamkeit entsteht ja oft, wenn Menschen aus gesundheitlichen oder anderen Gründen weniger am sozialen Leben teilnehmen können. Gleichzeitig ist es für viele Jugendliche schlicht Realität, dass Kontakte, Trends und Gemeinschaft online stattfinden. Wer sich dort komplett zurückzieht, hat schnell das Gefühl, etwas

zu verpassen. Ein Nebeneffekt ist dabei, dass es uns zunehmend schwerer fällt, Langeweile auszuhalten. Bei Leerlauf suchen wir sofort Beschäftigung, etwa durch endloses Scrollen. Sinnvoll ist deshalb, nach dem Social-Media-Konsum kurz innezuhalten. Wie fühle ich mich jetzt? Geht es mir schlechter, weil ich nur etwas verglichen habe? Oder sogar besser, weil ich inspiriert wurde? Social Media ist ja nicht nur schlecht. Es kann auch Anregungen geben. Wenn aber viele junge Menschen nur noch konsumieren und an Debatten gar nicht mehr aktiv teilnehmen, dann kann das das Einsamkeitsgefühl verstärken.

Text 3

Ich habe das Glück, fünf erwachsene Kinder und acht Enkel zu haben. Dabei sehe ich, entscheidend ist, wie junge Menschen ihre Zeit füllen und wo sie Anschluss finden. Bei unseren Kindern war uns wichtig, ihnen früh etwas zu ermöglichen, das Spaß macht und Gemeinschaft bietet. Wir hatten in Rade vom Wald ein tolles Jugendfeuerwehrorchester. Musikalische Früherziehung, ein Instrument wählen, üben und später Jugend- und Erwachsenenfeuerwehr. Dort gab es Geselligkeit, Vereine, Feste und Konzerte. Das hat getragen, auch als sie später zum Studium wegging. Mein Rat an junge Eltern, sucht früh etwas, woran Kinder andocken können, Hobby, Verein, Musik, Sport und achtet darauf, welche Interessen und Begabungen sie haben. Und wenn Einsamkeit trotzdem da ist, nutzt Hilfsangebote. Für Ältere gibt es Hotlines und auch für Jugendliche gibt es Sorgentelefone, die beraten und passende Aktivitäten vermitteln.

Text 4

Ich kenne sowohl das einfache Alleinsein, als auch das Gefühl von Einsamkeit. Alleinsein kann ich oft genießen, weil ich dann ganz bei mir bin. Einsamkeit entsteht für mich eher, wenn eine Leere auftaucht, an manchen Tagen stärker oder etwa an Weihnachten, wenn man allein ist und die übliche Teilhabe fehlt. Das ist für mich der zentrale Unterschied. Alleinsein ist freiwillig, Einsamkeit schleicht sich eher unbewusst ein, bis man merkt, dass man sich isoliert hat und schwer wieder herausfindet. Wichtig ist zu prüfen, was dieses Gefühl mit einem macht. Wenn die eigene Kraft nicht reicht, kann Hilfe von außen sinnvoll sein. Gleichzeitig kann man selbst Dinge ausprobieren. Soziale Medien oder Fernsehen helfen dabei kaum. Sie überdecken Einsamkeit nur kurzfristig. Danach ist sie wieder da. Man wirkt beteiligt und bleibt doch allein. Außerdem ist Einsamkeit ein Tabuthema, über das man nicht mit jedem sprechen kann.

Text 5

Ich bin 54, komme aus Hannover und habe zwei Töchter mit 12 und 16 Jahren. Ich sehe das bei dem Mitte-20-jährigen Bruder meiner Frau sehr deutlich. Auf Plattformen wie Snapchat wird ein perfektes Ich inszeniert. Wenn man sich dann privat trifft, passt die reale Person oft nicht zu

diesem Bild. Enttäuschung ist dann vorprogrammiert. Das macht vielen Angst. Man hat das Gefühl, sich online anders zu verkaufen und scheut die Nähe im echten Leben. Corona hat das verstärkt, weil Rückzug und Zuhausebleiben zur Gewohnheit wurden. Gleichzeitig sind viele berufstätig, müde und gehen nach der Arbeit lieber heim, statt Kontakte zu pflegen. Dabei wäre genau das wichtig, sich mit Kolleginnen und Kollegen treffen, sich sehen lassen und gesehen werden, etwas trinken oder essen gehen. So entstehen soziale Kettenkontakte. Man trifft Bekannte wieder und baut Schritt für Schritt Netzwerke auf. Stattdessen verstecken sich viele hinter dem Internet. Wenn das Handy aus ist, bleibt leere.

Text 6

Heute gibt es einen starken Fokus auf mentale Gesundheit. Das finde ich sinnvoll, weil es weniger tabu ist und man auch mit Bekannten darüber sprechen kann. Gleichzeitig geht damit oft ein Anspruch auf Authentizität einher. Man wird selektiver, mit wem man Zeit verbringt – auch beeinflusst durch soziale Medien, weil Freundschaften stärker als bewusste Wahl verstanden werden. Gesellschaftlich sind wir in einem Umbruch, in dem Auf-Sich-Achten zur Norm geworden ist. Viele schneiden Menschen, die sie als toxisch empfinden, konsequent aus ihrem Umfeld. Das kann schützen, führt aber auch dazu, dass man mit weniger Leuten regelmäßig Kontakt hat. Besonders schwierig wird es, wenn man nicht mehr in der Schule oder in der Uni ist, also nicht automatisch vielen Menschen begegnet und Gespräche ganz spontan entstehen. Dann fehlt oft der Raum, sich gesehen und angenommen zu fühlen. Wenn dieses Bedürfnis nach Anerkennung und Resonanz nicht erfüllt wird, kann das sehr schnell in Einsamkeit umschlagen. Obwohl der Schritt, Grenzen zu setzen, eigentlich aus Selbstfürsorge entsteht.

Hörtext 2 – Die Regisseurin Isa Willinger über ihre Kino-Doku „No Mercy“

Frauen drehen seit mehr als 100 Jahren Filme – doch die Filmgeschichtsschreibung ist bis heute überwiegend männlich geprägt. Erst drei Frauen haben bislang den Regie-Oscar gewonnen, große Budgets und Blockbuster bleiben meist in Männerhand.

In ihrer Dokumentation „No Mercy“ porträtiert Isa Willinger ausschließlich Regisseurinnen – darunter Céline Sciamma, Alice Diop, Valie Export und Virginie Despentes. Im Gespräch erläutert sie, warum sie den Film an einer provokanten These aufhängt – und was sie unter dem „Female Gaze“ versteht.

SWR Kultur: Frau Willinger, Sie stellen in Ihrem Film eine These der ukrainischen Regisseurin Kira Muratova in den Mittelpunkt: Frauen würden härtere Filme drehen. Kann man das so verallgemeinern?

Isa Willinger: Das Schöne an diesem Ausspruch ist neben der Provokation einfach die Offenheit dieses Begriffs „Härte“, weil ja nicht so ganz klar ist, was damit gemeint ist. Ein harter Film – was ist das denn genau? Das kann ja ganz vieles sein, wenn man anfängt, darüber nachzudenken.

Und weil das eben erstens überraschend und zweitens irgendwie auch charmant war als Idee, diese Frage in den Raum zu stellen und zu anderen Regisseurinnen hinzutragen, habe ich mich entschlossen, den Film daran aufzuhängen.

In der Filmgeschichte ist oft vom „Male Gaze“ die Rede, also vom männlichen Blick auf die Frau. In den letzten Jahren spricht man auch vom „Female Gaze“. Was macht diesen weiblichen Blick aus?

Das ist tatsächlich sehr schwer zu definieren. Als ich mit den Regisseurinnen im Film darüber gesprochen habe, habe ich ganz unterschiedliche Antworten bekommen. Ich glaube, man kann es ein bisschen dahingehend verallgemeinern, dass weibliche Erfahrung zentriert wird in diesen Female-Gaze-Filmen, also wirklich in den Mittelpunkt gestellt wird.

Das kann ganz verschiedene Handschriften beinhalten und in ganz unterschiedlichen Genres stattfinden. Aber diese weibliche Erfahrung wirklich ernsthaft ins Zentrum zu stellen, das ist, glaube ich, das, was es letzten Endes ausmacht.

Können Sie das an einem Beispiel festmachen?

Ich glaube, man macht es am besten an Beispielen fest, weil es sich so schwer verallgemeinern lässt. Ich hatte vor kurzem den Film „Hamnet“ von Chloé Zhao gesehen, und da fand ich die Besetzung der weiblichen Hauptfigur total spannend. Jessie Buckley sieht als Agnes eben nicht so glatt aus wie ein Fotomodell oder eine Barbie, wie wir das ganz oft aus Mainstream-Filmen kennen.

Sie hat kleine Fältchen um die Augen, so eine Wildheit, Wärme und Dynamik in sich, auch eine emotionale Stärke. Sie ist sozusagen durch und durch Subjekt und nicht Objekt – schon allein in der Besetzung – und nicht geglättet. Sie muss nicht vor allem schön sein, sondern darf ganz viel anderes sein.

Sie sprechen in Ihrem Film auch Machtstrukturen in der Branche an. Warum ist es heute noch so schwer für Frauen, die gleichen Budgets und Mitspracherechte zu bekommen?

Im Dokumentarfilmbereich ist das noch einmal ein bisschen anders, da gelten andere Regeln. Aber was ich generell beobachte, ist, dass in unserer Kultur Autorität immer noch sehr stark mit einem männlichen Künstler assoziiert wird. Eine Frau stellt in unserem kollektiven – bewussten oder unbewussten – Wahrnehmen oft nicht in gleichem Maße Autorität dar.

Das hat man, finde ich, auch bei der Berlinale-Diskussion gesehen, als Tricia Tuttle als Leiterin wegen eines politischen Eklats unter Druck geraten ist, für den sie eigentlich gar nichts konnte. Ich glaube, Frauen tauscht man schneller aus, weil sie in der Wahrnehmung vieler Menschen nicht diese Autorität und diese starke künstlerische Geste verkörpern.

Was natürlich nicht stimmt, wir haben großartige Künstlerinnen und Regisseurinnen. Aber kulturell

wird noch immer etwas anderes auf Frauen projiziert als auf Männer.

Sie haben gesagt, die Arbeit an „No Mercy“ sei für Sie wie eine zweite Filmhochschule gewesen.

Was haben Sie dabei gelernt?

Ich habe wahnsinnig viele Filme entdeckt und Regisseurinnen, die ich vorher noch nicht kannte. Und ich habe viele Details gesehen, wie die Lebenswirklichkeit von Mädchen und Frauen erzählt wird – Details, die ich im männlich geprägten Mainstream-Kino so nicht wahrgenommen habe.

Ein ganz lustiges Leitmotiv, das mir aufgefallen ist – wahrscheinlich komplett ohne Bewusstsein –, ist die urinierende Frau. In ganz vielen Filmen von Regisseurinnen gibt es eine Szene, in der sich die weibliche Hauptfigur irgendwo hinsetzt, auf der Straße oder im Wald, und pinkelt.

Das habe ich in Filmen von Männern so gut wie nie gesehen. Das ist nur ein kleines Detail, aber es zeigt, wie selbstverständlich bestimmte körperliche Erfahrungen erzählt werden können.

+ Abschied und Programmankündigung

Hörverstehen Teil 3

Deutschlandfunk Kalenderblatt 3. November 2005. Vor 20 Jahren starb die Verlegerin Enne Burda, die wegen der Modeschnittmuster in Zeitschriften auch Königin der Kleider genannt wurde. Ein Beitrag von Matthias Hannemann. In den Nachkriegsjahren ist Mode in Deutschland für viele ein unerreichbarer Luxus. Es sind Zeiten des Improvisierens, sagt die Buchautorin Ute Dahmen. Man konnte ja nichts kaufen. Man hat Pullis getragen, die aufgetrennt waren und wieder gestrickt wurden. Man hat aufgetrennte Röcke und Kleider getragen, die wieder zusammengenäht wurden, Kittelschürze. Die Frauen haben sich einfach gewünscht, sich wieder schön zu fühlen, selbstbewusst zu fühlen, als Frau zu fühlen. Und das hat Enne Burda erkannt. Enne Burda, geboren 1909 in Offenburg, ist die Ehefrau des Druckereibesitzers Franz Burda, der mit einer Radiozeitschrift zu Wohlstand gelangte und im Dritten Reich vom Kauf eines arisierten Betriebs profitierte. Er hat eine Geliebte und auch Enne erlaubt sich nach dem Krieg eine Affäre mit einem Besatzungsoffizier aus Paris. Von ihm kommt der entscheidende Impuls, die Idee einer eigenen Modezeitschrift. Enne schlägt ihrem Mann begeistert die Heftgründung vor. Die dreifache Mutter hat Lust zu arbeiten, sagt ihre Biografin Ute Dahmen, doch Franz Burda lehnt ab. Was Enne Burda nicht wusste, dass er die Idee eigentlich ganz toll fand, aber nicht sie, sondern seine Sekretärin, Geliebte und Mutter seiner unehelichen Tochter damit betraut hat. Und als Enne Burda das im Jahr 1949 herausfand, hat sie ihm die Pistole auf die Brust gesetzt, hat gesagt, entweder du gibst mir den Verlag oder ich lasse mich scheiden. Und so kam es dazu, dass Enne Burda Verlegerin wurde. Der erstrittene Kleinverlag der Geliebten hat hohe Schulden. Das gibt sich. Im Januar 1950 bringt Enne ihr erstes Heft Burda Moden heraus. Der Clou sind die eingelegten Schnittmusterbögen. Damit können Frauen selbst nähen und modisch sein, jetzt wo Stoffe wieder verfügbar sind. Enne Burda, die aus einfachen Verhältnissen stammt, beschreibt das Konzept später in einem Gespräch mit dem Südwestfunk. Es war 1949, da gab es noch nicht die Konfektion und diese Boutiquen und diese herrlichen Geschäfte, die es heute überall gibt. Und ich wusste von diesen Schnittmustern, ich wusste, dass es das gibt. Und ich habe mir gesagt, wenn man etwas auf den Markt bringt, dass es den Frauen die Möglichkeit gibt, es selber herzustellen und vor allem auch geschmacklich sich auszusuchen und zu wählen und zu sagen, das mache ich für mich, sie macht es nach ihren Maßen, es passt ja auf ihren Körper, sie kann die Stoffe auswählen und dann ist sie glücklich und zufrieden. Burda Moden verhilft den Frauen der Wirtschaftswunderzeit zu neuem Selbstbewusstsein. Und auch außerhalb der Bundesrepublik wird die Zeitschrift gelesen. Enne Burda expandiert früh bis in Länder wie die USA oder Argentinien. 1987 erscheint Burda Moden als erste westliche Zeitschrift sogar in der Sowjetunion. Im Prinzip hat sich in der Sowjetunion wiederholt, was sich hier in den 1950er

Jahren in Westdeutschland abgespielt hat. Enne Burda hat Frauen die Möglichkeit geschenkt, sich selbst schöne Kleider zu schneiden. Wiederholt hat sich das dann nochmal in der ehemaligen DDR. Auch dort war Burda Moden anfangs sehr erfolgreich. 1989 hat Burda Moden dann tatsächlich eine Auflage von vier Millionen Exemplaren weltweit erreicht und war das größte Modemagazin der Welt, das in 120 Ländern erschienen ist. Enne Burda ist Ende 70, als sie Burda Moden in Moskau vorstellt. 85 bei der Übergabe des Verlags an ihren Sohn Hubert. Ihre Mitarbeiter verehren sie, trotz legendärer Wutausbrüche, bei denen auch schon mal ein Telefon durch den Raum geflogen sein soll. Mein Führungsstil war klar und hart. Befehl und Beschluss. Am 3. November 2005 stirbt Enne Burda mit 96 Jahren in Offenburg. Ihre letzte Ruhestätte befindet sich gleich neben der ihres Ehemanns Franz, der nicht nur große Druckereien besaß, sondern auch die BUNTE erfand und mit Enne Burda als Gastgeber glamouröser Promi-Veranstaltungen auftrat. Enne Burda legte immer viel Wert auf ihre Unabhängigkeit. Ich habe gleich Geld verdient. Ich brauchte meinen Mann nie. Nie, nie. Auch deshalb nennen ihre Bewunderer Enne Burda ehrfürchtig die Wirtschaftswunderfrau.